

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Bei seinen Recherchen zum Spanischen Bürgerkrieg stößt ein Journalist auf einen verstörenden Vorfall: In den letzten Kriegstagen gelang Rafael Sánchez Mazas, einem Vordenker der faschistischen Falange, die Flucht vor einem republikanischen Erschießungskommando. Aber kurz darauf konnte einer seiner Verfolger ihn aufspüren – doch er ließ ihn ohne ein Wort laufen. Während Sánchez zum Minister unter Franco aufstieg, verlor sich von seinem Lebensretter jede Spur. Diese – wahre – Geschichte lässt dem Journalisten keine Ruhe: Wer war jener Soldat, der das Leben seines Feindes verschonte?

Mit ›Soldaten von Salamis‹ wurde Javier Cercas international bekannt, der Roman wurde verfilmt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

»Dieses Buch über den Spanischen Bürgerkrieg und seine Folgen ist erschütternd human.« Hessischer Rundfunk

Javier Cercas, geboren 1962 in Ibañeta in der spanischen Extremadura, lebt als Schriftsteller, Publizist und Universitätsdozent in Girona. Mit seinem Roman ›Soldaten von Salamis‹ wurde er international bekannt. Heute ist sein Werk in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Im S. Fischer Verlag sind bereits erschienen: ›Anatomie eines Augenblicks‹ (2011), ›Outlaws‹ (2014) und ›Der falsche Überlebende‹ (2017), für das er u. a. den Prix du livre européen 2016 erhielt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Javier Cercas

Soldaten von Salamis

Roman

Aus dem Spanischen von
Willi Zurbrüggen

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, März 2017

Die spanische Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel ›Soldados de Sálamis‹
bei Tusquets Editores, Barcelona
© Javier Cercas, 2001
Das Buch erschien 2002 zum ersten Mal auf Deutsch
im Berlin Verlag, Berlin.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03668-4

Inhalt

Erster Teil

Die Freunde des Waldes

II

Zweiter Teil

Soldaten von Salamis

77

Dritter Teil

Begegnung in Stockton

149

Erster Teil

Die Freunde des Waldes

Vor über sechs Jahren, im Sommer 1994, hörte ich zum ersten Mal von der Erschießung Rafael Sánchez Mazas'. Damals hatten sich gerade drei Dinge in meinem Leben ereignet: Mein Vater war gestorben, meine Frau hatte mich verlassen, und ich hatte meine Karriere als Schriftsteller aufgegeben. Falsch. Die Wahrheit ist, dass von diesen drei Dingen die ersten beiden stimmen, unbestreitbar; nicht so jedoch das dritte: In Wirklichkeit hatte meine Schriftstellerkarriere überhaupt nie angefangen, so dass ich sie schwerlich aufgeben konnte. Richtiger wäre es wohl, zu sagen, dass ich sie aufgab, kaum dass sie begonnen hatte. 1989 war mein erster Roman veröffentlicht worden. Wie der zwei Jahre zuvor erschienene Band mit Erzählungen wurde das Buch mit allgemeiner Gleichgültigkeit aufgenommen, doch gelang es meiner Eitelkeit, im Verbund mit der lobenden Rezension eines Freundes jener Tage, mich davon zu überzeugen, dass ich ein Schriftsteller werden könnte und dass ich dafür meine Arbeit in einer Zeitungsredaktion am besten aufgab und mich ausschließlich dem Schreiben widmete. Das Ergebnis dieser Umstellung meines Lebens waren fünf Jahre wirtschaftlicher, physischer und metaphysischer Ängste, drei unvollendete Romane und eine grauenvolle Depression, die mich zwei Monate lang an einen Sessel vor dem Fernseher fesselte. Meine Frau hatte es irgendwann satt, immer nur Rechnungen zu bezahlen, einschließlich der für die Beerdigung meines Vaters, und mich heulend vor dem ausgeschalteten Fernsehapparat sitzen zu sehen; sie zog aus, als ich gerade wieder auf die Beine kam, und so blieb mir nichts anderes übrig, als

meine literarischen Ambitionen für immer zu begraben und um Wiedereinstellung bei der Zeitung zu bitten.

Ich war gerade vierzig Jahre alt geworden, doch zum Glück – oder weil ich zwar kein guter Schriftsteller, aber auch kein schlechter Journalist bin, noch wahrscheinlicher allerdings, weil es in der Redaktion keinen gab, der meine Arbeit für ein so winziges Gehalt wie das meine machen wollte – stellte man mich wieder ein. Ich wurde der Kulturredaktion zugewiesen, also der Abteilung, in die man die Leute steckt, von denen man nicht weiß, was man sonst mit ihnen anfangen soll. Zu dem unausgesprochenen, jedoch offensichtlichen Zweck, meine Treulosigkeit zu bestrafen – für einige Journalisten ist ein Kollege, der den Journalismus aufgibt, um Romane zu schreiben, kaum besser als ein Verräter –, musste ich anfangs Mädchen für alles spielen (nur dem Chef den Kaffee von der Bar an der Ecke holen brauchte ich nicht), und nur wenige Kollegen sparten sich sarkastische oder ironische Bemerkungen auf meine Kosten. Mit der Zeit schien die Schwere meiner Treulosigkeit abzunehmen: Bald begann ich, redaktionelle Notizen zu verfassen, Artikel zu schreiben, Interviews zu führen. So kam es, dass ich im Juli 1994 Rafael Sánchez Ferlosio interviewte, der zu der Zeit eine Reihe von Vorlesungen an der Universität hielt. Ich wusste zwar, dass Ferlosio eine extreme Abneigung dagegen hat, mit Journalisten zu sprechen, doch mit Hilfe eines Freundes (beziehungsweise einer Freundin dieses Freundes, die Ferlosios Besuch in der Stadt organisiert hatte) konnte ich ihn schließlich dazu bringen, sich ein Weilchen mit mir zu unterhalten. Denn dieses Gespräch ein Interview zu nennen, wäre vermessen; und wenn es doch eines wurde, so war es das merkwürdigste Interview meines Lebens. Schon wie er ankam! Ferlosio erschien auf der Terrasse des Cafés Bistrot inmitten eines Schwarms von Freunden, Schülern, Bewunderern und Speichelleckern; dies in Verbindung mit seiner saloppen Kleidung und einem Aussehen, in dem sich die Aura

eines kastilischen Aristokraten, der sich schämt, ein kastilischer Aristokrat zu sein, unauflöslich mit der eines alten orientalischen Kriegers verwob – der mächtige Kopf mit dem zerzausten Haar, die harten Linien in dem ausgemergelten, strengen Gesicht mit der krummen Nase und den bartbeschatteten Wangen –, hätte einen unaufmerksamen Betrachter zu der Annahme verleiten können, es mit einem von Jüngern umringten Guru zu tun zu haben. Darüber hinaus weigerte sich Ferlosio rundheraus, auch nur eine einzige meiner Fragen zu beantworten, und berief sich darauf, dass er den in seinen Büchern gegebenen Antworten keine besseren hinzuzufügen habe. Was nicht hieß, dass er nicht mit mir sprechen wollte, im Gegenteil: Als suchte er seinen Ruf eines ungeselligen Menschen Lügen zu strafen (vielleicht entbehrte dieser ja tatsächlich jeder Grundlage), war er äußerst liebenswürdig, und der Nachmittag verging unter angeregtem Plaudern. Nur – sobald ich ihn, um mein Interview zu retten, (sagen wir) nach dem Unterschied zwischen einer *Charakter*- und einer *Schicksals*gestalt fragte, kam er mir als Antwort mit einer gelehrten Abhandlung über die (sagen wir) Ursachen des Untergangs der persischen Flotte bei der Schlacht von Salamis; während, wenn ich ihm seine Meinung über die (sagen wir) Prunkfeiern zum fünfhundertsten Jahrestag der Entdeckung Amerikas entlocken wollte, er mir gestreut illustrierend und mit einer unerschöpflichen Vielfalt von Einzelheiten die (sagen wir) korrekte Handhabung des Grathobels erklärte. Es war ein ermüdendes Tauziehen, und erst beim letzten Bier des Tages erzählte Ferlosio die Geschichte von der Hinrichtung seines Vaters; jene Geschichte, die mich während der letzten beiden Jahre so manche Nacht um den Schlaf gebracht hat. Ich weiß nicht mehr, wer den Namen Rafael Sánchez Mazas ins Spiel brachte (vielleicht einer von Ferlosios Freunden, vielleicht Ferlosio selbst). Ich erinnere mich aber, dass Ferlosio erzählte:

»Er wurde ganz in der Nähe von hier erschossen, im alten Kloster von Collell.« Er schaute mich an. »Waren Sie mal da? Ich auch nicht, aber ich weiß, dass es in der Nähe von Banyoles liegt. Es war gegen Ende des Krieges. Der 18. Juli hatte ihn in Madrid überrascht, und er musste in der chilenischen Botschaft Zuflucht suchen, wo er mehr als ein Jahr verbrachte. Ende 1937 floh er aus der Botschaft und verließ Madrid, versteckt in einem Lastwagen, vermutlich mit der Absicht, nach Frankreich zu gelangen. In Barcelona wurde er jedoch verhaftet und, als Francos Truppen die Stadt erreichten, nach Collell gebracht, was näher an der Grenze liegt. Dort hat man ihn erschossen. Es war eine Massenhinrichtung, bei der es ziemlich chaotisch zugegangen sein muss, denn der Krieg war ja verloren, und die Republikaner flohen Hals über Kopf in die Pyrenäen, und ich glaube, sie wussten nicht einmal, dass sie einen der Gründer der Falange erschossen, zudem einen engen Freund von José Antonio Primo de Rivera. Mein Vater bewahrte zu Hause die Jacke und die Hose auf, in denen er erschossen wurde, er hat sie mir oft gezeigt, vielleicht sind die Sachen sogar immer noch da; die Hose war zerrissen, weil die Kugeln ihn nur streiften, als er das Durcheinander des Augenblicks nutzte, um in den Wald zu rennen und sich dort zu verstecken. In einem Erdloch verborgen hörte er das Gebell der Hunde, Schüsse und die Rufe der Milizionäre, die ihn suchten, wohl wissend, dass sie nicht viel Zeit hatten, weil Francos Soldaten ihnen auf den Fersen waren. Irgendwann hörte mein Vater hinter sich ein Geräusch von Zweigen, drehte sich um und sah einen Milizionär, der ihm direkt ins Gesicht starrte. Im selben Moment kam von hinten der Ruf: ›Ist er da irgendwo?‹ Mein Vater erzählte, der Milizionär habe ihn noch einige Sekunden lang angesehen und dann, ohne den Blick abzuwenden, gerufen: ›Hier ist niemand!‹ Danach habe er sich umgedreht und sei davongegangen.«

Ferlosio machte eine Pause, und seine Augen verengten sich in einem Ausdruck unendlich schelmischen Wissens, wie bei einem Kind, das sein Lachen unterdrücken muss.

»Er verbrachte mehrere Tage im Wald, ernährte sich von dem, was er fand, oder was man ihm auf Bauernhöfen zusteckte. Er kannte die Gegend nicht, außerdem war seine Brille zerbrochen, so dass er kaum etwas sah; darum sagte er immer, dass er nicht überlebt hätte, wenn er nicht ein paar jungen Männern aus einem Dorf in der Nähe, Cornellà del Terri hieß es oder heißt es, begegnet wäre, die ihn versteckten und mit Nahrung versorgten, bis die Nationalen kamen. Sie wurden gute Freunde, und als alles vorbei war, blieb er noch mehrere Tage bei ihnen. Ich glaube nicht, dass er sie danach noch einmal gesehen hat, aber mir hat er öfter von ihnen erzählt. Ich weiß noch, dass er sie immer ›Die Freunde des Waldes‹ nannte; den Namen hatten sie sich selbst gegeben.«

Dies war das erste Mal, dass ich die Geschichte hörte, und so wurde sie mir erzählt. Was das Interview mit Ferlosio betrifft, so konnte ich es doch noch irgendwie zu Ende bringen, vielleicht habe ich es zuletzt aber auch frei erfunden: Wenn ich mich recht entsinne, kamen später in der Zeitung jedenfalls weder die Schlacht von Salamis zur Sprache (sehr wohl hingegen die Unterscheidung zwischen einer *Charakter-* und einer *Schicksalsgestalt*) noch der korrekte Gebrauch des Grathobels (dafür aber die prunkvollen Feiern zum fünfhundertsten Jahrestag der Entdeckung Amerikas). Auch wurden in dem Interview weder die Erschießung in Collell noch Sánchez Mazas selbst erwähnt. Von Ersterer wusste ich nur, was ich von Ferlosio darüber gehört hatte; vom Zweiten nicht viel mehr: Damals hatte ich noch nicht eine Zeile von Sánchez Mazas gelesen, und sein Name war für mich nur einer von vielen verschwommenen Namen falangistischer Politiker und Schriftsteller, die von der jüngeren spanischen

Geschichte eilends begraben worden waren, als fürchteten die Totengräber, sie könnten nicht vollends tot sein.

Sie waren es tatsächlich nicht. Jedenfalls nicht vollends. Der tiefe Eindruck, den die Geschichte der Erschießung von Sánchez Mazas im Kloster von Collell auf mich gemacht hatte, weckte meine Neugier, auf diesen Autor genau wie auf den Bürgerkrieg, von dem ich bis dahin nicht viel mehr wusste als von der Schlacht von Salamis oder der korrekten Handhabung des Grathobels; und auch auf all die anderen ungeheuerlichen Geschichten, die dieser Krieg hervorgebracht hatte, die mir aber immer nur als Vorwand für die nostalgischen Erinnerungen alter Leute oder als Zündstoff für die Einfälle einfallsloser Romanschreiber erschienen waren. Zufällig (oder auch nicht ganz so zufällig) war es damals unter spanischen Schriftstellern Mode geworden, falangistische Autoren zu rehabilitieren. In Wirklichkeit hatte das schon viel früher angefangen, Mitte der achtziger Jahre, als ebenso vorzügliche wie einflussreiche Verlage hier und da ein Buch von einem vorzüglichen, in Vergessenheit geratenen Falangisten veröffentlichten; als ich mich jedoch für Sánchez Mazas zu interessieren begann, wurden in gewissen literarischen Kreisen schon nicht mehr nur die guten falangistischen Autoren rehabilitiert, sondern auch alle mittelmäßigen und sogar die schlechten. Ein paar Einfaltspinsel, aber auch die Wächter der orthodoxen Linken sowie die Handvoll allfälliger Narren verkündeten, einen falangistischen Autor rehabilitieren heiße, die Falange rehabilitieren (oder darauf hinarbeiten, sie zu rehabilitieren). In Wirklichkeit war es genau umgekehrt. Einen falangistischen Schriftsteller rehabilitieren hieß nichts anderes, als einen Schriftsteller rehabilitieren, oder vielmehr: sich selbst als Autor rehabilitieren, indem man einen guten Schriftsteller rehabilitierte. Ich will damit sagen, dass diese Mode in den besten Fällen (auf die schlechten einzugehen lohnt sich nicht) aus dem natürlichen Bedürfnis eines Schriftstellers heraus

entstand, sich eine eigene Tradition zu erfinden, aus einer gewissen Lust an der Provokation, aus der problematischen Gewissheit auch, dass Literatur eine Sache ist und das Leben eine andere, und daher ein guter Schriftsteller durchaus ein unerträglicher Mensch sein kann (oder ein Mensch, der unerträgliche Dinge unterstützt und fördert), sowie aus einem literarischen Unrechtsbewusstsein gegenüber bestimmten falangistischen Autoren, die, um es auf jene griffige Formel zu bringen, die Andrés Trapiello geprägt hat, den Krieg zwar gewonnen, die Literaturgeschichte jedoch verloren hatten. Auch Sánchez Mazas entging dieser kollektiven Exhumierung nicht: 1986 wurde zum ersten Mal sein vollständiges dichterisches Werk herausgegeben, 1995 sein Roman *Das neue Leben des Pedrito de Andía* in einer sehr populären Reihe neu aufgelegt. Ein Jahr später wurde auch eine Neuauflage von *Rosa Krüger* herausgebracht, einem Roman, der erstmals 1984 veröffentlicht worden war. Damals las ich alle diese Bücher. Ich las sie voller Neugier, sogar mit Genuss, aber nicht mit Begeisterung: Ich brauchte nicht lange zu lesen, um zu dem Schluss zu gelangen, dass Sánchez Mazas zwar ein guter, aber kein großer Schriftsteller war, wobei ich für alles Geld der Welt nicht hätte erklären können, was einen großen Schriftsteller von einem guten Schriftsteller unterscheidet. Ich erinnere mich, dass ich in den folgenden Monaten oder Jahren, wie es eben der Zufall beim Lesen so mit sich brachte, hier und da verstreute Notizen über Sánchez Mazas fand, darunter sogar eine – wenngleich sehr oberflächliche und ungenaue – Anspielung auf die Episode in El Collell.

Die Zeit verging, und allmählich vergaß ich die Geschichte. Anfang Februar 1999 dann, sechzig Jahre nach Beendigung des Bürgerkriegs, schlug jemand in der Redaktion vor, einen Artikel zur Erinnerung an das traurige Ende des Dichters Antonio Machado zu bringen, der im Januar 1939 zusammen mit seiner Mutter, seinem Bruder José und Hunderttausenden weiterer Spanier

in panischer Flucht vor den heranrückenden Truppen Francos von Barcelona nach Collioure zu gelangen suchte, auf die französische Seite der Grenze, wo er wenig später starb. Jeder in Spanien kannte die Geschichte, und ich erwartete nicht zu Unrecht, dass es wohl keine katalanische (oder nichtkatalanische) Zeitung versäumen würde, bei dieser Gelegenheit an die Episode zu erinnern, und war schon darauf eingestellt, den entsprechenden Routineartikel herunterzuschreiben, als mir Sánchez Mazas und seine gescheiterte Hinrichtung wieder einfiel, die etwa zur selben Zeit stattgefunden haben musste, nur auf der spanischen Seite der Grenze. Mir kam der Gedanke, dass die Symmetrie oder vielmehr der Gegensatz zwischen diesen beiden schrecklichen Ereignissen – gleichsam ein historischer Chiasmus – vielleicht nicht zufällig war und dass, wenn es mir gelänge, sie ohne Verlust in einem Artikel zusammenzubringen, ihre merkwürdige Parallelität ihnen möglicherweise eine ganz neue Bedeutung verleihen könnte. Dieser Aberglaube festigte sich, als ich bei meinen Recherchen zufällig auf die Reise stieß, die Manuel Machado kurz nach dem Tod seines Bruders Antonio nach Collioure unternommen hatte. Darauf setzte ich mich hin und schrieb. Das Ergebnis war ein Artikel mit der Überschrift *Ein notwendiges Geheimnis*. Da auch er auf seine Art notwendig für diese Geschichte ist, lasse ich ihn an dieser Stelle folgen:

»Zum sechzigsten Mal jährt sich der Tag, an dem Antonio Machado in den auslaufenden Wirren des Bürgerkriegs den Tod fand. Von allen Geschichten der Geschichte ist die Machados wohl eine der traurigsten, weil sie schlecht ausgeht. Sie ist schon oft erzählt worden. Von Valencia kommend, erreichte Machado im April 1938 in Begleitung seiner Mutter und seines Bruders José Barcelona. Zuerst wohnte er im Hotel Majestic, später im Torre de Castañer, einem alten Palais am Paseo de Sant Gervasi. Dort tat er das, was er seit Beginn des Krieges immer getan hatte: Er

verfocht mit seinen Schriften die Sache der rechtmäßigen, der gewählten republikanischen Regierung. Er war alt, erschöpft und krank, und an eine Niederlage Francos glaubte er schon lange nicht mehr. Er schrieb: ›Dies ist das Ende, Barcelona kann jeden Tag fallen. Für Militärstrategen, Politiker und Historiker ist der Fall klar: Wir haben den Krieg verloren. Menschlich gesehen bin ich nicht so sicher ... Da haben wir ihn vielleicht gewonnen.‹ Wer weiß, ob er damit recht hatte; mit Ersterem hatte er es zweifellos. In der Nacht zum 22. Januar 1939, vier Tage bevor Francos Truppen Barcelona einnahmen, floh Machado mit seiner Familie in einem Konvoi zur französischen Grenze. Auf diesem Wahnsinns-exodus wurden sie von anderen Schriftstellern begleitet, darunter Corpus Barga und Carles Riba. Unterwegs machten sie Station in Cervià de Ter und in Mas Faixat, in der Nähe von Figueres. In der Nacht zum 27. schließlich überquerten sie nach einem Marsch von sechshundert Metern im strömenden Regen die Grenze. Ihr Gepäck hatten sie zurücklassen müssen, Geld hatten sie keines. Dank der Hilfe von Corpus Barga gelangten sie nach Collioure und kamen dort im Hotel Bognol Quintana unter. Keinen Monat später starb der Dichter, die Mutter überlebte ihn um drei Tage. Sein Bruder José fand in Antonios Manteltasche ein paar Aufzeichnungen, eine davon vielleicht der Anfang seines letzten Gedichts: ›Diese blauen Tage und diese Sonne der Kindheit.‹

Damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Kurz nach Antonios Tod erfuhr sein Bruder, der Dichter Manuel Machado, der in Burgos lebte, aus der ausländischen Presse vom Tod seines Bruders. Manuel und Antonio waren nicht einfach nur Brüder; sie waren auch Brüder im Geiste. Manuel wurde vom Aufstand des 18. Juli in Burgos überrascht, das zum Gebiet der Aufständischen gehörte; Antonio in Madrid, das in der republikanischen Zone lag. Man kann vernünftigerweise annehmen, dass Manuel, wäre er in Madrid gewesen, zur Republik gehalten hätte; doch ist

die Frage wohl müßig, was passiert wäre, hätte Antonio sich in Burgos aufgehalten. Jedenfalls besorgte sich Manuel, kaum dass er vom Tod seines Bruders erfahren hatte, einen Passierschein und traf nach mehrtägiger Reise durch ein verbranntes Spanien in Collioure ein. Im Hotel erfuhr er, dass auch seine Mutter inzwischen gestorben war. Er begab sich zum Friedhof. Dort, vor den Gräbern der Mutter und des Bruders, traf er seinen Bruder José. Sie sprachen miteinander. Zwei Tage später reiste Manuel zurück nach Burgos.

Aber auch damit ist die Geschichte – zumindest die Geschichte, die ich heute erzählen will – noch nicht zu Ende. Ungefähr zur selben Zeit, als Machado in Collioure starb, wurde im Kloster Collell, in der Nähe von Banyoles, Rafael Sánchez Mazas standrechtlich erschossen. Sánchez Mazas war ein guter Schriftsteller; er war auch ein Freund von José Antonio Primo de Rivera sowie einer der Gründer und Ideologen der Falange. Sein Tun während des Bürgerkriegs liegt weitgehend im Dunkeln. Vor einigen Jahren hat mir der Sohn, Rafael Sánchez Ferlosio, seine Version erzählt. Ich weiß nicht, ob sie den Tatsachen entspricht; ich erzähle sie so, wie ich sie von ihm gehört habe. Im republikanischen Madrid von Francos Militärputsch überrascht, flüchtete Sánchez Mazas sich in die chilenische Botschaft. Dort verbrachte er einen Großteil des Krieges; gegen Ende versuchte er, in einem Lastwagen versteckt, zu fliehen, in Barcelona wurde er jedoch verhaftet, und als Francos Truppen die Stadt erreichten, brachte man ihn zur Grenze. Nicht weit von dieser entfernt fand die Hinrichtung statt. Die Kugeln streiften ihn aber nur, und in dem Durcheinander gelang es Sánchez Mazas, in den Wald zu fliehen und sich dort zu verstecken. Er hörte die Stimmen der Milizionäre, die ihn suchten. Einer von ihnen entdeckte ihn schließlich. Er schaute ihm in die Augen, rief seinen Kameraden zu: ›Hier ist niemand!‹ Danach drehte er sich um und ging davon.